

1. Rede auf Kaiser Wilhelm. 1872.

U zwei bekannte Worte, — das eine von unseres Kaisers und Königs Majestät selbst ausgesprochen, das andre von Friedrich Schiller, — lassen Sie uns die heutige Festbetrachtung anknüpfen. Jenes lautet: Jede Regierung hat ihre besondere Aufgabe; und dieses: Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Alle Regierungen sollen freilich nur den einen Zweck haben, das Volkswohl zu mehren und die Eigenschaften, auf denen dasselbe beruht, im Volke theils zu wecken theils zu befestigen und zu erhöhen: Kraft und Wehrhaftigkeit, Verstand und Bildung, Arbeitsamkeit und Gesittung jeder Art, besonders Rechtsgefühl und Vaterlandsliebe. Aber wo gibt es ein Volk, in welchem diese Eigenschaften alle gleichmäßig entwickelt und wirksam sind, so daß nicht die eine mehr Sorgfalt und Pflege erforderte als die andre? Und wo gibt es ein Volk, welches ein neuer Herrscher nicht in einer eigentümlichen Lage anträte, die er vornehmlich zu berücksichtigen hat? Dies nun thun, daraus die passendsten Mittel zur Hebung der Wohlfahrt schöpfen, dieselben beharrlich anwenden und überall da, wo es die eigne Fähigkeit gestattet, persönlich thätig eingreifen, für das übrige aber die geschicktesten Helfer und Diener entdecken und heranziehen, das ist seine besondere Aufgabe, mit deren Lösung er die allgemeine zugleich löst. Und wenn ein Fürst die Lage seines Staates richtig beurteilt, das gesteckte Ziel unbeirrten, festen Blickes im Auge behalten und, sichtbar von Gottes Gnade begünstigt, ein noch höheres erreicht hat, mit den größern Zwecken, wie sie sich ungesucht und unerwartet darboten, nicht nur gewachsen ist, sondern sich ihnen von vornherein schon gewachsen gezeigt hat, dann ist ihm die schönste irdische Unsterblichkeit gesichert; denn von ihm wird die Nachwelt rühmen: Er war der Segen seines Volkes.

Daß dies bei Kaiser Wilhelm der Fall ist, fühlt jeder Deutsche mit stolzer Freude und mit Dankbarkeit. Soll unsre Dankbarkeit aber eine tief innige sein, welche sich durch Thaten zu bewähren hat, so ist nötig, daß wir uns die Ereignisse, wie nahe wir ihnen auch noch stehen, dennoch bei jeder schicklichen Gelegenheit in der Erinnerung auffrischen und uns klar machen, wie König Wilhelm die als Prinz-Regent in ihrer ganzen Schwierigkeit erfasste Aufgabe eben so kühn wie besonnen gelöst hat und zum Kaiser gewachsen ist, nicht dem Namen nach sondern mit einem Ansehen und einer Würde, wie sich deren noch kein Kaiser im tausendjährigen Reiche zu erfreuen gehabt.

Bei seinem Regierungsantritt fand er die Lage des Staates weder im Innern noch zum Auslande so wie er wünschte.

Auch Preußen war von der Revolution leider nicht verschont geblieben; und hatte der wüthte Traum auch nur kurze Zeit gedauert und den Beweis geliefert, daß unser Volk dazu nicht erzogen

sei, und ihm der Geschmack an Unordnungen und Gewaltthaten fehle, so waren dergleichen doch vorgekommen, und nicht zum wenigsten Unbill hatte der Prinz von Preußen erfahren. Davon haßte nun in seinem freundlichen Herzen kein Tropfen Bitterkeit mehr. Er hatte Alles vergeben und so weit auch vergessen, daß nur der Entschluß in ihm feststand, ähnlichen Auftritten die Veranlassung und damit die Rückkehr, wo möglich für immer, abzuschneiden. Er hatte die Verfassung anerkannt, und daß dies ohne Hintergedanken und nur, weil er sie als heilsam und notwendig ansah, geschehn sei, bewiesen seine ersten Schritte. Nicht billigend, daß die neue Ordnung der Dinge in ihrem natürlichen Entwicklungsgange bereits gehemmt und gestört worden, wies er ihr sofort wieder freie Bahn an, so jedoch, daß man merken konnte, wie er jede Ausschreitung mit starkem Arme werde zu zügeln wissen. Jubelte ihm also eine Partei besonders zu, so mußte sie bald erfahren, daß er ihr so wenig angehöre wie irgend einer andern, daß er vielmehr — was religiöse und politische Parteien so selten als die rechte Regentenstellung zu begreifen vermögen — über allen stehe. Diese Höhe sicherte ihm der Besitz des trefflichsten Talismans, welchen er in der ersten Thronrede mit den Worten bezeichnete: „Meine Hand soll das Wohl und das Recht aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten“. Wohlwollen und Gerechtigkeit scheinen nun freilich keine besonderen Pflichten zu sein sondern allen Regierungen gleichmäßig obliegende; aber unter den damaligen Verhältnissen, da die Bürger ihre Rechte gegenseitig bestritten, waren sie besonders schwierig zu erfüllen, so schwierig, daß das Volk (wir müssen es gestehn) lange bezweifelte, ob der König wirklich das Recht aller in gleicher Weise hüte und nicht unberechtigten Lieblingsneigungen folgend die einen vor den andern bevorzuge. Wir wundern uns darüber nicht, denn wir wissen, wie schroff die Parteien einander gegenüberstanden, wie grimmig sie sich beföhden. Wenn man aber den heutigen Zustand damit vergleicht, so muß man anerkennen, daß der König seine Aufgabe gelöst hat; und nur die Unseligen dürften sich sträuben es zu thun, welche immer das Recht wie die Wahrheit ganz allein zu haben, unfehlbar zu sein wähnen und mit Fanatismus darauf pochend ihre Geltung erzwingen wollen. Von diesen abgesehn ist Seine Majestät, zum Beweise, daß er das Richtige getroffen, in der Liebe und Verehrung aller so gewachsen, daß nichts mehr hinzukommen kann. — Dieses seinem Herzen gewiß angenehmste Ergebnis seiner Regierung verdankt er jedoch nicht seinem Wohlwollen und seiner Gerechtigkeit allein sondern wesentlich auch den Großthaten, durch welche er seinem Staate den so hohen, Achtung gebietenden Rang in der Welt erobert hat.

Und die Lösung dieser Aufgabe war die bei weitem schwierigere; hier wurden die Zwecke allmählich größer und wuchs der König immer mehr.

Nachdem der deutsche Bundestag vor der Revolution niedergesunken, aber auch diese durch den Prinzen von Preußen besiegt war, hatte sich der so geistreiche, so allseitig und fein gebildete, so gutherzige König Friedrich Wilhelm IV. viel bemüht, eine neue Union zum Heile des Gesamtwaterlandes zu Stande zu bringen; aber vergebens; weil er es auf friedlichem Wege durch Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit seiner Vorschläge erreichen wollte. Und statt ihm zu danken, daß er in diesem Sinne die Kaiserkrone abgelehnt, hatten die deutschen Fürsten, schon durch das Anerbieten derselben an Preußen beleidigt, alles aufgeboten, durch Misachtung und Demütigung dieses dennoch gesüchteten Preußens zu zeigen, daß es nicht verdiene, an der Spitze Deutschlands zu stehn. Und das schien gelungen zu sein, gelungen namentlich Oestreich, welches durchsetzte, daß der alte Bundestag wiedererstand, aber ohne auch nur das leiseste Morgenrot deutscher Einheit und Freiheit heraufzuführen. Und wie benahm sich damals das für befreundet geltende Rußland? Errötend mußten wir sehn, daß es den Schiedsrichter in Deutschland spielte, und nicht zu Gunsten Preußens. Und trotzte nicht sogar

Dänemark, als hätte es die Macht, deutsches Recht ungestraft mit Füßen zu treten? Und höhnten nicht die kleinen deutschen Länder eines preussischen Ministers Wort, daß der Starke zurückweiche? Man glaubte eben nicht mehr an diese Stärke. Die durch die mühevollen Arbeit zweier Jahrhunderte, durch die herrlichen Thaten des großen Kurfürsten, Friedrichs des Einzigen und der Helden in den Freiheitskriegen errungene Stellung Preußens galt für erschüttert; und damit war sie es auch. — Alles kam daher dem neuen Könige darauf an, jenen Glauben wiederherzustellen, moralische Eroberungen zu machen, welche natürlich niemand machen kann, der nicht von seiner eignen Tüchtigkeit überzeugt. Und das war nicht ein Gebot etwa der Ehre allein sondern der Notwendigkeit. Denn allerdings war mittlerweile Rußland und Oestreich geschlagen und geschwächt worden; aber von wem? Von jenem Kaiserreiche, welches sich für den Frieden ausgab, dabei ein Blatt nach dem andern aus den Verträgen von 1815 herausriß, die Rachegeanken für Waterloo zur Glut schürte und über die Wiedergewinnung der schon einmal geraubten Rheinlande brütete. Wer sollte nun das nicht nur nicht einige sondern vielfach in sich gespaltene und teilweise mit Frankreich liebäugelnde Deutschland schützen? Diese Aufgabe sah König Wilhelm sich gestellt; und er war entschlossen, zunächst der Schild, aber, wenn es sein mußte, auch das Schwert Deutschlands zu sein, da dieses sonst vielleicht seiner Zerrümmerung entgegenging. Das erforderte aber eine gründliche Vorbereitung in der Neugestaltung des Heeres zu einem wahren und unüberwindlichen Volkshere; und dazu hatte er das Glück, die allertüchtigsten Männer bereits zu besitzen; dazu wurden auch alle Wissenschaften und Künste mit ihren Erfindungen herangezogen und verbessert. Und wie er wußte, was er wollte, und daß dies seine Hauptpflicht sei, so führte er es auch mit unbeugsamer Beharrlichkeit aus. Wir gedenken dessen, welche Schwierigkeiten ihm das eigne Volk bereitete; aber es sei fern von uns, heute darum jemand zu schelten, was Kaiser Wilhelm selbst nicht thut. Man sah eben die Gefahren nicht, welchen auf keine andre Weise begegnet werden konnte. Der König aber sah sie immer drohender heranrücken und durfte doch nichts darüber verlautbaren, weil er sie damit nur beschleunigt hätte, und mußte alle Mittel zur Erreichung seines großen Zweckes anbieten, mußte für den Augenblick sogar den Schmerz der Einbuße an Beliebtheit beim Volke tragen.

Da wagte Friedrich VII. von Dänemark, auf die Hülfe der außerdeutschen Großmächte mit Sicherheit rechnend, die vollständige Einverleibung Schleswigs mit seinem Reiche auszusprechen, und sein bald darauf erfolgter Tod änderte nichts daran. Sollten nun nicht abermals deutsche Brüder vom Herzen des Vaterlandes losgerissen werden, so war der Krieg unvermeidlich. Und wie klug er eingeleitet, die unwirksame Reichs-Executions-Armee bei Seite geschoben, und, um das Eingreifen des Auslandes in eine rein deutsche Angelegenheit, was einen Weltbrand entzünden konnte, zu verhüten, die Teilnahme Oestreichs gewonnen wurde, ist eben so unvergessen wie die Kriegsthaten selber, bei deren Anblick ein französischer General ausrief: Mit diesem Heere läßt sich die Welt erobern.

Die Folgen des Sieges waren groß, aber nicht so groß, wie sie hätten sein sollen. Schleswig-Holstein war gerettet, und dem preussischen Volke das volle Vertrauen zu sich und zu seinen Führern zurückgegeben — gewiß ein unschätzbare Gewinn! Aber herrschte nicht die Meinung vor, der ganze Feldzug sei nur eiteln Ruhmes wegen unternommen und Blut nur vergossen worden zur Rechtfertigung der eigentlich doch nicht notwendig gewesenenen Heeresreorganisation, da man auch ohne sie gesiegt hätte? Verlangten nicht selbst die, welche immer über die Vielherrschaft geklagt und von der deutschen Einheit geredet und gesungen hatten, einen neuen Kleinstaat, damit das Selbstbestimmungsrecht jedes Ländchens gewahrt bleibe? Gönnete Oestreichs Eifersucht die Nordmark dem Staate, welcher sie doch allein

schützen konnte und zur Erhaltung der unentbehrlichen und endlich möglich gewordenen deutschen Kriegsflotte bedurfte? Verschlössen sich nicht die andern deutschen Fürsten der Einsicht von Preußens Kriegstüchtigkeit, weil sie sich nur an einem unbedeutenden Gegner und an der Seite des stärkeren Bundesgenossen erprobt habe, und verweigerten ihm den Siegespreis? Diesen suchte unser König selbst am wenigsten in dem Besitz des wiedergewonnenen Landes; aber es wurden ihm auch die eben erwähnten Vorteile, um deretwillen der Krieg geführt worden war, nicht zugestanden; und als er, was ihm noch wichtiger war, auf die endliche Reform des Bundes zu einer volkstümlichen und dadurch innerlich starken und gegen auswärtige Angriffe widerstandsfähigen Macht draug, da brach der Sturm los.

Noch einmal, wie wir hoffen — zum letztenmale wurde ein Krieg zwischen Oestreich und Preußen geführt und ganz Deutschland in zwei feindliche Lager geteilt. Gewiß sah niemand mit größerer Schadenfreude als Napoleon dieser Entwicklung der Dinge zu, wie sich die Gegensätze immer schärfer zuspitzten, so daß zuletzt keine Entscheidung als die durchs Schwert übrig blieb. Denn er lauerte auf die äußerste Entkräftung beider Kämpfer, um dann als großmütiger Friedensstifter einzutreten und sich selbst den Löwenanteil zu holen — natürlich auf Kosten Preußens. Denn das war ihm ja unzweifelhaft, daß dieses, im Innern uneins, ungeru und mit Widerstreben in den Bruderkrieg ziehend, vor jenem Oestreich sich werde beugen müssen, das er sich bewußt war in Italien mehr durch Glück als durch wirkliche Ueberlegenheit besiegt zu haben.

Aber es kam ganz anders. Wie von einem grellen Blitzstrahl geblendet sah Europa diesen sein berechneten Aufmarsch der fliegenden Heeresmassen von allen Seiten auf denselben Punkt zur selben Stunde, diese rasch auf einander folgenden Keulenschläge, welche den Feind aufrollten und zermalnten, diese heroischen Leistungen der Feldherrn, von denen man nicht wußte, wem die Palme zu reichen wäre, da fast jeder an seiner Stelle der Meister war, welcher er sein sollte, und an des andern Stelle offenbar so gewesen wäre wie dieser. Das war der siebentägige Krieg, und dennoch einer der furchtbarsten, und in welchem die größte Schlacht des schlachtenreichsten und blutigsten Jahrhunderts geschlagen worden ist.

Auch hat er Preußen einen größeren Zuwachs an Land und Leuten gebracht als je einer, 1300 □ Meilen mit mehr als 4 Millionen Einwohner; zugleich wurde die Lücke zwischen dem Osten und Westen des Staates ausgefüllt; und endlich war wenigstens Norddeutschland zu einem festen Bunde mit dem Könige von Preußen als seinem Haupte geeinigt, und die Südstaaten — freilich nach Ausscheiden Oestreichs — waren durch Zoll-Verein und Parlament und durch Schutz- und Trugbündnisse mit demselben verknüpft. So waren die Zwecke größer geworden, und der König nicht an Macht und Herrschaft allein und an Ruhm gewachsen sondern durch die Bewährung seiner Geistesgröße auch an Verehrung seines Volkes. Der Greis hatte mit seiner Heldengestalt und mit Heldenthat dem Heere in jeder Hinsicht als Vorbild vorangeleuchtet. Noch blüht und glüht also der alte Zollergeist in jugendlicher Frische! Das war das allgemeine Gefühl und die daraus erwachsene Begeisterung und Zuversicht mußte um so tiefer und bleibender werden, als die königlichen Prinzen mit gleicher Thatkraft und die andern Feldherrn überstrahlend das Volk zum Siege geführt und die schönste Bürgschaft für die Zukunft gegeben hatten. Und noch eins ist zu erwähnen. Später — nach dem letzten, dem französischen Kriege wurde unser König von jenem königlichen Bundesgenossen und Freunde, welcher sich im ersten Momente ohne Zögern für die deutsche Sache erklärt hatte, als der Siegreiche begrüßt. Und der Beiname ist in der That sehr treffend. Denn wer, so lange es eine

Weltgeschichte gibt, hat mehr in kürzester Zeit hinter einander erfochtene Siege aufzuweisen als unser König? Aber derselbe Name war schon nach dem deutschen Kriege in noch schönerer und zwar doppelter Weise verdient — durch des Königs Siege über sich selbst. Wie schonte er die Besiegten und namentlich den Hauptfeind, den er bald wieder zum Freunde zu gewinnen wünschte! mit wie weiser Zurückhaltung begnügte er sich mit dem, was niemand mehr bestreiten konnte! während ihn die Heißsporne anklagten, er sei auf halbem Wege stehen geblieben, und die Mainlinie verewige Deutschlands Trennung. Und zweitens, mit welcher Selbstverleugnung — doch nein! es kostete ihn keine, und wir sagen wohl besser, mit welcher Offenheit — bot er den Vertretern seines Volkes die Hand zur Versöhnung, daß aller Zwiespalt, der kurz vorher noch so unheilbar zu klaffen schien, ausgeglichen war! Denn er hatte die höchsten Friedensaufgaben der Regierung im Auge. Was davon bereits damals ausgeführt worden, vermag ich nicht alles anzugeben, und es genüge, auf das was zur Einigung Deutschlands geschah hinweisend, der Post- und anderer den Verkehr erleichternden Verträge, des Bürger- und Heimatsrechtes, des obersten Handelsgerichts und des Norddeutschen Strafgesetzbuches zu erwähnen. Sehr befriedigt konnte der König das Parlament vom J. 1870 mit den Worten schließen: „Diese Erfolge werden auch dem Auslande die Gewißheit gewähren, daß der norddeutsche Bund in der Entwicklung seiner innern Einrichtungen und seiner vertragsmäßigen nationalen Verbindung mit Süddeutschland die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens ausbildet“.

Also sprach der König am 26. Mai und begab sich dann zur Erholung nach Ems. Aber wie bald sah er sich in dieser gestört und in seiner Hoffnung getäuscht durch Frankreichs Friedensbruch! Den Grund dazu hat man den frivolsten und unerhörtesten genannt, von welchem die Geschichte zu berichten weiß. Ich kann dem nicht beistimmen. Denn seit Jahrhunderten hat Frankreich die meisten seiner Kriege auf nicht viel bessere Vorwände hin begonnen. Aber sonst wußte es viel schlauer und abgefeinter zu verfahren, während es jetzt in der Hast ungeschickt und plump zu Werke ging. Das ist's auch, was die Franzosen Napoleon nimmer verzeihen können, wir ihm aber sogar danken müssen. Denn die Ungerechtigkeit gegen unsern König und gegen unser Volk, die Raub- und Mordsucht lag so klar zu Tage, daß auch der Blödeste ein sah, welche Güter auf dem Spiele standen, und die Begeisterung zur hellen Flamme auflodern mußte. Und so gewaltige, alle Sinne und Geister überwältigende Thaten wurden vollbracht, daß wir gewissermaßen noch davon betäubt sind, und daß man, wie viele Bücher auch bereits darüber geschrieben worden, doch erst nach Jahren im Stande sein wird, ein volles, anschauliches Bild von dem ungeheuern Schauspiel zu liefern.

Wie viel und wie teures Blut hat es gekostet! Doch wir betrauern auch dies nicht mehr. Denn glücklich sind die zu preisen, welche es vergossen haben; es stöß ja für die heiligsten Güter: für den Schutz des Hauses und Herdes, welchem die Entweihung durch Barbarenhorden, — für die Sittlichkeit, welcher der Untergang drohte, — für die so lang ersehnte Einheit des ganzen Vaterlandes, — für den Rückgewinn für immer verloren geglaubter deutscher Länder, — für die Befreiung des goldenen Rheines. Und wem sonst verdanken wir den Erfolg als unserem Könige? Es ist das nicht zu viel gesagt. Denn ohne sein augenblickliches Zurückweisen mehrenhafter Zumutungen, ohne seinen raschen, mannhafsten Entschluß, ohne die neuen Einrichtungen, welche seine Heere so schlagfertig und todesmutig gemacht, ohne die herzliche Liebe des Volkes, welche er sich durch seine Regierung verdient hatte, wären solche Thaten nimmer geschahn. Und wie hoch ist es anzuschlagen, daß er mit dabei gewesen und mit gearbeitet, seiner 74 Jahre nicht achtend, jeder leiblichen und geistigen Anstrengung, die ja

auf seinem Standpunkte weit größer gewesen sein muß als die irgend eines andern, sich unterzogen und alle mit fortgerissen hat!

Und nach dem Siege, — da Ziele erreicht sind, an die kurz vorher niemand hatte denken können, da er — nicht ein römisches Wahlreich sondern — ein erbliches deutsches Kaiserthum gestiftet hat, wie zeigt er da keine Spur von Ueberhebung! wie dankbar beweist er sich allen, die auch nur ein wenig mitgeholfen zu haben scheinen, geschweige den Hochverdienten! wie kann er sich darin so gar nicht genug thun! wie demüthig beugt er sich vor dem himmlischen Lenker der menschlichen Schicksale! und wie eifrig wandte er sich sofort wieder den Friedensgeschäften zu, um immer mehr aller Wohl zu fördern, aller Recht zu hüten!

Daher unsre Freude und Dankbarkeit, und daher unser herzinniges Gebet, daß Gott ihn noch recht lange in ungetrübtter Heiterkeit die Früchte seiner Thaten genießen und zuletzt mit vollster Befriedigung und schönster Aussicht in die Zukunft das Szepter in die Hände seines bewährten Heldensohnes legen lasse — zur Fortsetzung seines Werkes „als Mehrer des deutschen Reiches, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit!“

2. Ueber ideale Bildung. 1873.

Bildung! Das ist das Lösungswort der Zeit im öffentlichen und Privatleben. Auf ihre Bildung begründen die Nationen ihre Machtansprüche. So verlangten die Franzosen als das civilisirteste Volk, aller Welt zu gebieten. So schrieben die Deutschen ihre Siege der Intelligenz nicht der Führer allein sondern auch des gemeinen Mannes zu. Welchen Wert der Staat auf die Bildung seiner Beamten legt, beweist er durch die Steigerung seiner Forderungen. Und im Privatleben blickt man auf den Ungebildeten mit Bedauern, ja wohl gar mit Geringschätzung, und wetteifert, überall, selbst an unbedeutenden Orten, neue, zum Teil großartige Bildungsanstalten zu eröffnen; und sie füllen sich rasch, ohne daß die alten leerer werden. So drängt sich alles nach Bildung, oder wird dazu gedrängt; und unzweifelhaft herrscht der Gedanke vor, daß von ihr der Fortschritt der Menschheit zum Bessern, zur Vervollkommnung abhänge.

Aber es fehlt auch nicht an ganz anders lautenden Stimmen, von denen ich nur Rousseau erwähne, der mit blendender Beredsamkeit den Satz verfocht, daß an allem Leid und Unheil der Welt die Wissenschaften mit der sie begleitenden Kultur die Schuld tragen, und Rettung nur durch die Rückkehr zu den Urzuständen und ihrer Unschuld wiederzugewinnen sei. Das scheint uns vielleicht Träumerei zu sein, ist aber doch nicht ohne Weiteres abzuweisen; denn wer wagte zu behaupten, daß trotz des hohen Aufschwungs aller Künste und trotz der zahllosen Erfindungen, welche das Leben verschönern und veredeln sollen, eine wesentliche, wenn überhaupt eine Abnahme der Sünden und Verbrechen stattfinde? oder wer fühlt sich nicht gedrungen, den schlichten, ununterrichteten Mann, der aber in seinem niedrigen Wirkungskreise rüstig und redlich arbeitet und für die Seinigen liebevoll sorgt, vielen vorzuziehen, welche man gebildet nennt?

Doch der Widerspruch löst sich leicht. Es gibt nämlich eine natürliche und eine künstliche Bildung und wir sollen jeder die gebührende Ehre zuertheilen, und es gibt echte und falsche Bildung, und wir dürfen diese nicht mit einander verwechseln.

Wohl gefällt uns die starke, hoch in die Luft ragende Tanne des Waldes, um welche sich kein Förster sonderlich bemüht hat; werden wir aber darum die süßen Früchte des Obstbaumes verschmähen, welcher nur durch die sorgsame Pflege des Gärtners so gesund gewachsen ist und, mit edeln Reifern gepropft, solche Blüten und Früchte trägt? So gibt es auch naturwüchsige Menschen, welche unter günstigen Verhältnissen wie von selbst trefflich gedeihen, während andere langer und schwerer Arbeit und Zucht bedürfen, um sich glücklich zu entfalten. Wollen wir uns dieser nun nicht auch erfreuen? Wenn wir uns nur davor hüten, die Bildung der Günstlinge der Natur zu verachten, sondern sie um so höher schätzen, als sie sich in einer unbefangenen, anspruchslosen Sittlichkeit zeigt, so dürfen wir uns auch die durch Wissenschaft und Kunst mühsam errungene nicht schelten lassen, sondern müssen

dabei bleiben, daß nur durch sie, nur durch Hinführung zu den Idealen des Wahren, Guten und Schönen die bildsame Menschheit allmählich eine höhere Stufe des Daseins erklimme. Freilich mißlingt so manches Werk der Kunst, aber es verkümmern auch nicht wenige der Natur. Und was man der Kunstbildung vorwirft, gilt nur von dem Scheine derselben, von der falschen Bildung. Diese verschuldet die Schäden, welche angerichtet zu haben man jene anklagt. Wichtig ist uns also, beide gehörig zu unterscheiden, wenn wir uns und andern die echte aneignen wollen.

Von diesem Unterschiede nun will ich sprechen, indem ich zuerst von dem Gegensatz der äußern und innern Bildung, und dann von der letztern, als der des Verstandes, des Willens und des Geschmacks handle.

Nur das Äußere erscheint und fällt in die sinnliche Wahrnehmung, und wir schließen von ihm auf das unsichtbare Innere, indem wir meinen, daß der Erscheinung auch eine gleichartige Wesenheit entsprechen müsse. Denn Inneres und Äußeres sind ja nicht Gegensätze, welche sich ausschließen, sondern sie bestehen immer zusammen und weisen auf einander hin. Jeder Stoff muß eine Gestalt annehmen, jede Kraft sich in einer Wirkung offenbaren; und das Wort entspringt einem Gedanken, die That einem Willen. Und so schließen wir auch mit Fug und Recht — bis uns etwa eine unliebsame Erfahrung des Irrthums überführt, — aus der schönen äußern Bildung eines Menschen, schon in seiner Gestalt, geschweige in seinen Worten und Werken, auf die schönere in Geist und Herz. Für innerlich gebildet gilt uns jeder, der uns offen und freundlich begegnet, fremde Eigentümlichkeiten und Ansichten glimpflich behandelt, das Zartgefühl schont, gegen niemand verlegend oder gar verdammend auftritt, sondern so lange als möglich die gute Absicht voraussetzt und immer mit bescheidenem Hinblick auf die eigne Fehlbarkeit und Schwäche zu belehren und zu bessern sucht, dabei auch gegen die Sitten und Gewohnheiten der Gesellschaft nicht verstößen mag und selbst den an sich ganz gleichgültigen Formen der Höflichkeit sich fügt. Das sind die äußern Merkmale der Bildung. Und wohl dem, bei welchem dies Alles der Ausfluß des reinen, menschenfreundlichen Gemüthes ist! Aber nicht immer ist das der Fall. Der Mensch vermag auch das Unnatürliche zu leisten, und nicht immer entspricht bei ihm die Erscheinung dem innern Wesen, oft ist es nur Schein, eine Schminke, welche die Farbe der Gesundheit nachahmt. Oder entspringt das gefällige Benehmen nicht oft aus der geheimen aber wohlbegründeten Furcht, daß man sonst auf unlautere Gesinnung schließen könnte? oder aus der feigen Scheu, für Recht und Wahrheit männlich einzutreten? oder aus der schlauen Berechnung, sich einen Vorteil zu erschleichen? oder aus der angelernten und angeübten Etikette, welche ein ganz hohles Wesen verdeckt? Solche äußerliche Bildung, ohne sittliche Grundlage, wie geschickt sie auch zu täuschen verstehe, sie täuscht eben immer und ist falsch. Und wäre sie die notwendige Folge der erweiterten Kenntnisse, dann müßten wir Rousseau unbedingt beipflichten. Denn die Kenntnisse vermehren die Gewandtheit im Reden und Handeln, und beides wird die Falschheit nicht zum Besten anwenden. Ist ja einem zu seiner Zeit sehr einflußreichen Manne das fecke Witwort entschlüpft, der Mensch habe sich die Sprache erfunden, um seine Gedanken zu verbergen. In der That sprechen auch viele, um ihre Gedanken, oder auch ihre Gedankenlosigkeit zu verbergen; ihre Sprache kommt nicht von Herzen und ist Phrase d. h. zu deutsch Lüge, die wälsche Unart, wie sie Martin Luther nennt, die wälsche Unart, von der unser liebes Vaterland noch immer so viel zu leiden hat. Und schlimm genug, wenn die Phrase sich im täglichen Verkehre breit macht; wie aber erst, wenn sie in die Beratungen über Staats- und Gemeindeangelegenheiten eindringt oder gar auf den Stätten, von denen die Bildung der Jugend und des Volkes ausgehen soll, auf Katheder und Kanzel, herrscht! Dann werden Jugend und Volk

verderbt und schließlich zu Grunde gerichtet. Wer aber kann leugnen, daß Diejenigen die Phrase am meisten in der Gewalt haben und sich ihrer am leichtesten zur Bethörung der urtheilslosen Menge bedienen können, welche über viele Kenntnisse gebieten, denen die Sprüche der Weisen und Frommen aller Zeiten geläufig sind, um in ihre Reden als Blumen verflochten zu werden, welche dann oft nur Gift aushauchen? Wie hoch man also die wohlklingende, einschmeichelnde Rede, das feine, herzwinnende Betragen, worin die äußere Bildung besteht, anschlagen mag, so müssen wir dennoch Sokrates, dem Urheber echter Geistesphilosophie, Recht geben, daß er, wie Xenophon berichtet, sich gar nicht beeilte, seine Schüler fertig im Reden, Thun und Erfinden zu machen, sondern seine Aufgabe darenin setzte, ihnen die Sophrosyne beizubringen d. i. den gesunden Geist der Verständigkeit und Sittlichkeit. Denn ohne diese, meinte er, nützen alle Fertigkeiten nicht nur nichts sondern machen die Menschen nur um so ungerechter und fähiger, Uebel zu stiften. Daher sein Kampf gegen die Sophistik, welche ihr Absehen auf bloß rhetorische und bloß praktische Bildung gerichtet hatte. Grade darin aber erblickte er, und erblicken wir mit ihm, die Hauptquelle der Schäden, an welchen die Gesellschaft krankt. Man mißverstehe das nicht! Die praktische Tüchtigkeit, wosfern mit Pflichttreue verbunden, gilt auch uns als das letzte Ziel, als der Gipfel aller Bildung. Aber dieser Gipfel ist nicht schon von der Jugend zu erreichen sondern einem reifern Alter vorzubehalten, in der Jugend aber ist der solide Grund dazu zu legen, auf welchem man ihr dann getrost überlassen kann, selbst weiter zu bauen, sich selbst weiter zu bilden, was niemals zum Abschluß gelangt, und sich die für den erwählten Beruf, wie er auch heißen möge, erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu verschaffen. Man hat diese Vorbildung auch die allgemeine genannt, und der Name paßt wohl, wenn man sie nur nicht als eine encyclopädische auffaßt, welche von allen möglichen Wissenschaften und Kultursprachen etwas beibringen soll, sondern als die allen gleich notwendige, innere Bildung des Verstandes und Willens.

Um die Bildung des Verstandes hat sich Sokrates, welchem wir nun auch weiter folgen wollen, das doppelte Verdienst erworben, ihr den rechten Weg zu bahnen und das rechte Ziel zu stecken. Denn er drang unablässig auf Deutlichkeit der Begriffe durch scharfe Scheidung und feste Bestimmung derselben, wodurch der Phrase am entschiedensten vorgebaut wird, indem jedes Ding mit dem ihm zukommenden Namen bezeichnet, für denselben Begriff jedesmal auch daselbe Wort gebraucht, alle Zweideutigkeit aber, alles Schweben im Dunkeln verbannt wird. Durch solches logisches Ueben — denn nur ein Ueben, eine Gymnastik an den passendsten Gegenständen, und nicht ein systematisches Lehren soll es sein, — wird wenigstens formale Wahrheit d. h. innere Uebereinstimmung der Vorstellungen erzielt und wird die gleichzeitige Aufnahme widersprechender Vorstellungen, das falsche Schließen aus gewissen Voraussetzungen vermieden. Aber die Schlüsse selbst können dennoch falsch sein, wenn nämlich schon die Voraussetzungen falsch sind. Daher drang Sokrates zweitens auch darauf, bei allem, was man erkennen will, nach dem Grunde und der Notwendigkeit zu forschen. Das ist das Ziel. Denn nur dann, wenn man, wie Aristoteles es ausdrückt, das Woher und Warum kennt, und nicht eher, weiß man etwas. Zu fragen ist also bei allem, was ist und geschieht, sowohl rückwärts nach der Ursache, woher es komme und wie es geworden sei, also die Entstehung und Entwicklung zu ermitteln, als auch vorwärts nach dem Zwecke, wozu es diene, wohin es führe, was es im Haushalte der Natur und des Menschenlebens bedente. Wer also zu forschen angehalten und gewöhnt und dadurch vom nächsten Grunde immer weiter und weiter zu den fernern Gründen getrieben wird, dem wächst auch fort und fort der Durst nach Wahrheit, die ihm zuletzt als das höchste Gut erscheint. Ich muß darauf verzichten, dies jetzt auszuführen und namentlich nachzuweisen, wie für die

Jugend in den mathematischen Disciplinen und denjenigen Sprachen, welche in einer Fülle von Formen und besondern Wörtern das logische Moment am reichsten entwickelt und bewahrt haben, die passendsten Gegenstände zu solchen Uebungen gegeben sind; nicht aber kann ich mich enthalten hinzuzufügen, welchen Einfluß der wissenschaftliche Geist — und nur der eben bezeichnete verdient diesen Namen, — auf die Bildung des Willens, auf die Sittlichkeit üben müsse.

Erstens ist einleuchtend, daß wenn jemand von reiner, selbstloser Liebe zur Wahrheit durchdrungen ist, er von jedem Vorurtheile, also auch von jedem Autoritätsglauben sich zu befreien sucht, darum jeder fremden Ueberzeugung, wie sehr sie von der seinigen abweichen möge, ein offenes Ohr leiht, sie nach ihren Gründen prüft und mit Gründen widerlegt, nur den offenkundigen Feind der Wahrheit und der, auch wenn sie auf Abwege gerät, immer noch ehrwürdigen Wissenschaftlichkeit als seinen Feind betrachtet, im Streite der Meinungen aber niemals kämpft, um Recht zu behalten, sondern um dem Rechten und Wahren, das er natürlich allgemein verbreitet wünscht, zum Siege zu verhelfen; und daher wird er, wenn er sich selbst auf einem Irrtum ertappt, denselben sofort freimütig und freudig eingestehen, wohl wissend, daß der Mensch nur durch den Irrtum, der durch den Austausch der Gedanken berichtigt wird, zur Wahrheit gelangen könne, und zur vollkommenen niemals.

Zweitens ist anzunehmen, daß er auch in den andern Sphären des Lebens, von der Wissenschaft abgesehen, gegen sich selbst wahr sein will und daher sein Inneres bis in die Tiefen hinab prüft, um sich dessen, daß er nicht nach augenblicklichen Eingebungen und Launen, sondern nach festen Grundfäßen und rechten Beweggründen handelt, zu vergewissern, mithin sein Gewissen schärft.

Und drittens, wer immer nach dem Zwecke forscht, der muß entdecken, wie der Zweck wunderbarer Weise schon im Allerersten und Urfänglichsten vorherbestimmend regiert, wie z. B. in den Sinneswerkzeugen, im Auge und Ohre^{*)}, das kleinste und feinste Theilchen, als es in der geheimnißvollen, verschlossenen Werkstatt der Natur bereitet ward, schon genau für die einst ihm zugewiesene Thätigkeit berechnet wurde, oder wie in den menschlichen Schicksalen ein geringfügiger Umstand, der anfangs wie zufällig angesehen oder gar nicht beachtet wurde, den Keim zu den wichtigsten Ereignissen einer spätern Zeit enthielt und diese sicher vorbereitete. Den Gedanken des Ganzen sieht er hier wie dort vor den Theilen und über den Theilen schweben; was für seine Erkenntniß das Letzte war, ist in der Natur das Erste, in der Ursache auch schon der Zweck enthalten; die Idee herrscht über Alles, die Idee ist der Grund und die Notwendigkeit von Allem. Und wie in der Physiologie und Geschichte, so ist es in jeder Wissenschaft. Die Vertiefung in dieselbe leitet den Geist, ohne daß er sich anmaßen wird, die Wege der Vorsehung im Einzelnen durchschauen zu wollen, dennoch dahin, ihr ewiges, weises Walten in allem Sein und Geschehen anzuerkennen, über das Irdische sich erhebend zu Gott, dem Urgeiste, welcher alle Zwecke gesetzt hat, aufzusteigen, und, indem er sich ihm also naht, den Zweck des eignen Daseins zu erfüllen.

Diese Sittlichkeit und Frömmigkeit muß die Folge der vollkommenen Wissenschaft sein, wäre diese nur dem Erdensohne erreichbar. Sokrates mag dies geglaubt haben; denn sonst hätte er nicht die Tugend mit dem Wissen identifiziren, nicht behaupten können, daß wer das Gute kenne, es auch thue. Darin irrte er wohl; mißlingen aber seine Bemühungen öfters, und blieben viele seiner Schüler weit vom Ideale entfernt, so lag das nicht an der menschlichen Unvollkommenheit allein, sondern theils auch daran, daß er eine schon erwachsene Jugend zu bilden unternahm und daher sein Geschäft auf

^{*)} Vergl. hierüber das Ausführliche in Trendelenburgs Logischen Untersuchungen, den Abschnitt über den Zweck.

den Verstand beschränken mußte. Die Thätigkeit des Verstandes ist aber weder die einzige noch auch die erste im Menschen; ihr geht die unbewußte des Gefühles und Instinktes voran, von welcher die ersten Willensäußerungen abhängen; und so muß der Bildung des Verstandes auch die des Willens vorangehn, ja sie kann nicht frühzeitig genug beginnen, um die vielen und unberechenbaren übeln Einflüsse abzuwehren. Wie soll das nun geschehen? Ich kenne nur zwei, widersprechend scheinende Mittel, Liebe und strenge Zucht. Auch das Christentum spricht wie Sokrates dem schönen Reden und Handeln schlechthin allen und jeden Wert ab, wenn es nicht der guten Gesinnung entquillt. Denn es nennt Diejenigen, welche mit Engelzungen redeten und die Liebe nicht hätten, ein tönendes Erz; und ein Nichts nennt es Diejenigen, welche alle Erkenntnis und alle Weissagung besäßen, so daß sie Berge versetzen könnten, aber die Liebe nicht hätten. Und es giebt damit die andere Grundlage, den wesentlichern Teil der Bildung an. Die Liebe ist die göttliche Knospe, aus der das menschenwürdige Thun erblüht. Zur Liebe aber erzieht keine Lehre und keine Ermahnung sondern einzig und allein die Liebe. Empfängt sie das Kind beim Eintritt ins Leben, begleitet sie es auf allen seinen Wegen, leitet und behütet es, dann empfindet das Kind die Liebe auch lange, ehe es sich darüber eine Rechenschaft abzulegen weiß, und lebt ihr zu Gefallen. Nun muß aber die Liebe auch die rechte sein, nicht weicherherzige Bärtlichkeit, welche davor erschrickt, dem Geliebten ein heilsames Weh zu bereiten, sondern der warme Eifer, sein wahres Wohl zu fördern, was ohne Schmerzen nimmer abgeht. Denn eben weil das Kind die Liebe so tief empfindet, meint es bei ihr auch alles durchsetzen zu können, was ihm beliebt. Und daher muß bald als zweites Moment der Erziehung die strenge Zucht eintreten, welche, nicht das eine- oder andermal zur Probe sondern methodisch, das Belieben unterdrückt, den Eigenswillen bricht, zur Selbstüberwindung zwingt. Denn schwerer noch als der Kampf um die Wahrheit und andauernder ist der um die Sittlichkeit, und im ganzen Leben wird die Pflicht nur durch Selbstüberwindung erfüllt, durch Aufopferung seines Selbst, seiner Neigung und Lust, seiner Ruhe und Bequemlichkeit, seines Vorteils, ja seines Lebens für den Geliebten, namentlich für das Gesamtwohl, — und das eben ist Liebe. Wird nun eines also Erzogenen Verstand in der vorhin angegebenen Weise gebildet, dann kann man eher erwarten, daß ihm immer klarer und klarer die Einsicht in seine Bestimmung, in seinen Lebenszweck aufgehe, und er die Kraft gewinne, das als recht Erkannte wirklich auch auszuführen; und seine Bildung wäre vollendet.

Vollendet? dürfte hier mancher Fragen; soll denn die ästhetische Bildung, die des Schönheitsfinnes und Geschmacks durch die Kunst, gar nicht in Betracht kommen? Wollen wir auch hierin Sokrates und Plato folgen, welche der Kunst keinen oder nur geringen Einfluß auf die Erziehung gestatten mochten? Ich meine nicht. Aber merkwürdig bleibt und einer Erklärung bedarf das Verhalten dieser Männer. Sie waren ja beide aus Athen und lebten zu Athen, der kunstsinningsten und kunstreichsten Stadt nicht des Altertums allein; und Sokrates war wie sein Vater Bildhauer und soll sogar eine Gruppe der Grazien gemeißelt haben, mit der Neuerung sie zu bekleiden; Plato aber bewährte sich in seinen philosophischen Schriften als Meister der dramatischen Kunst, welche er als Jüngling gepflegt hatte. Woher also jene Abneigung? Wohl daher, daß sie die Kunst dem Aberglauben, welchen sie überwunden hatten, und der sinnlichen Lust dienen, und darin eine Gefahr für die Jugend sahen. Und die Gefahr besteht immer noch und ist sehr groß; denn immer noch wird die Kunst meist nur zur Verzierung des Lebens, zur Belustigung getrieben. Aber das berechtigt nicht, der Jugend die Bekanntschaft mit der echten Kunst, welche höhere Zwecke verfolgt, vorzuenthalten. Nur die echte Kunst vermag eine Idee zu gestalten, ein Ideal zu schaffen, was der Wirklichkeit in Natur

und Geschichte nimmer gelingt. Denn in der Wirklichkeit erscheint das Gute und Wahre nie ganz ungetrübt und unentstellt; die Kunst erst reinigt es, entfernt alles Fremdartige und Störende, das ihm dort anhaftet, alles Gemeine, von dem es umgeben ist, und bringt die Idee in schöner Form — begrenzt und übersichtlich, in Maß und Ordnung — zur Anschauung. Erst der Anblick des Ideales aber ist im Stande, die Begeisterung für dasselbe anzufachen und den Mut, ihm nachzueifern. Und wir sollten der Jugend diesen Anblick, für welchen sie so empfänglich, welcher ihr die herrlichste Mitgift fürs Leben ist, mißgönnen? Aber nur das Beste ist für sie gut genug. Daher ist eine vorsichtige Auswahl wirklich klassischer, leicht faßlicher und besonders den Sinn fürs Erhabene weckender Kunstwerke zu treffen. Und ist die Jugend mit diesen vertraut geworden, dann kann man die Hoffnung des Aristoteles teilen, daß die Gewöhnung an schöne Formen, Rhythmen und Melodien — und am schönsten sind die einfachsten — auch die Liebe zu schönen Sitten zur Folge haben werde, welche wir ihr anzubilden wünschen. Denn weder das richtige Denken noch das redliche Handeln bewahrt an sich vor einer gewissen Schroffheit und Härte, und kann sehr wohl des Reizes der Anmut und damit der Anziehungskraft entbehren, sich also selbst der segensreichen Erfolge berauben. Es fehlt dann nämlich die äußere Bildung zur innern. Das Ideal aber würde nur der Mensch in sich tragen, welcher für seine wahren d. h. sein Denken und Empfinden treu wiedergebenden Reden und für seine guten, d. h. zum Wohle des Nächsten vollbrachten Thaten stets auch die ansprechende gefällige Form fände; und in ihm hätte sich äußere und innere Bildung zu voller Harmonie vollendet.



Plaktus

Sonnabend den 21. März 1874 von 8 Uhr an.

Choral: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Deklamation des

Tertianers Theodor Schling: Zwei Berge Schwabens v. Carl Gerol.

Sekundaners Fritz Paucke: Frédéric Barberousse.

Sextaners Alfons Kleiber: Mittwoch-Nachmittag v. Karl Fröhlich.

Quintaners Hans v. Gröling: Der Choral v. Lenthen v. H. Besser.

Quartaners Karl Gerstenberger: Einige geharnischte Sonette v. Fr. Rückert.

Gesang: Der preussische Husar. Lied für Tenor-Solo und Chor v. E. Richter.

Deklamation des

Tertianers Alfred v. Keuz: Ueber den großen Kurfürsten v. L. Häusser.

Sekundaners Theodor Werkenthin: Lied v. schwarzen Adler v. H. v. Treitschke.

Gesang: Frühlingslied v. A. M. v. Weber.

Lateinische, französische und deutsche Reden
der Abiturienten

Moriz Seidel, Wilhelm Kleinmichel und Georg Rosenthal.

Gesang: Heilige Ordnung, Duett für Tenor und Baryton.

Ehrt den König seine Würde, Chor aus der Glocke v. A. Romberg.

Rede des Direktors.

Schlußgesang: Gebet für den Landesherren v. Silcher.

Öffentliche Prüfung

Freitag den 27. März 1874 von 8 Uhr an

der Sexta in Religion und Latein,

Quinta in Latein und Naturgeschichte,

Quarta in Geschichte und Griechisch,

Tertia B in Mathematik und Französisch.

Nachmittag von 2 Uhr an

der Tertia A im Griechischen,

Secunda B in der Geschichte,

Secunda A im Lateinischen,

Prima in der Mathematik.